

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Auf dem Einödhofo

## Des Veters Wunsch zum neuen Jahre.



Gott zum Gruß! ihr liebe Leser!  
Auch in diesem neuen Jahr  
Bringe ich aus treuem Herzen  
Euch viel tausend Wünsche dar.

Was das alte Jahr uns brachte  
Wohl an Kummer, bittrem Leid,  
Wollen wir versinken lassen  
In das Meer der Ewigkeit.

Neuer Mut soll uns beleben,  
Neu erstarren unser Herz,  
Um auch dies Jahr zu ertragen,  
Was es bringt an Freud und Schmerz.

Bauen wir nur auf den Einen,  
Der das Leben uns geschenkt,  
Der voll Weisheit, Vatergüte  
Unsres Lebens Schritte lenkt!

Großer Mut und Gottesglaube  
War von jeher deutsches Gut,  
Und die liebe, traute Heimat  
Stand dabei in sicherer Hut.

Darum Mut, ihr lieben Freunde!  
Möge das Jahr voll Glück nur sein,  
Wünscht aus gutem, treuem Herzen  
Euch der Vetter von dem Rhein.

## Auf dem Einödhofe.

Quartier-Erinnerungen. Nachgezählt von Ludwig Duxer.

### 1. Kapitel. Kottkappchen.

Der „schwäbische Feldzug“ 1890 war beendet und die Batterie befand sich auf dem Rückmarsche in die Garnison München. Es war ein herrlicher Septembertag, als wir gegen Mittag ins Quartier, ein freundliches, halb im Thale, halb auf einer Anhöhe gelegenes Dorf, gelangten.

Ich hatte den Quartiermacher gebeten, mein „Geschütz“, wenn möglich, auf dem zum Dorfe gehörigen Einödhof B. einzuquartieren, zu dessen Besitzer ich verwandt war.

„Mei' Biaba“, sagte der quartiermachende Sergeant, ein gutmüthiger Oberbayer, als er mir den Quartierzettel einhändigte, „wann i' dies g'wußt hätt', du wärst mir net auf'n Einödhof kimma! Da hätt' i' 'nen andern kennt! Da wirst d' schaug'n, Du Glücksmensch!“

Gleich darauf zerstreute sich die Batterie, um die Quartiere zu beziehen, und auch ich verließ mit den Fahrern und Bedienungskanonieren meines Geschützes den Geschützpark.

Für mich waren die letzten Tage um so interessanter gewesen, als sich die Manöver größtentheils auf heimatlichem Boden abgepielt hatten, den ich seit meinen Knabenjahren nicht mehr betreten.

Vor etwa zwölf Jahren ging ich mit meiner

Mutter denselben Weg, um die Verwandten auf dem Einödhof zu besuchen, und als ich nun, meinen Leuten voran, im Schritte dahin ritt, traten die traumhaft verschwommenen Bilder jenes Tages wieder lebhafter vor meinen Geist.

Von der kahlen Höhe aus ließ ich meinen Blick in die Runde schweifen: In der Thalebene hoben sich zahlreiche, aus grünen Obstbäumen herauslugende Dörfer und Gehöfte sauber und klar von dem herbftlichen Wiesenteppich ab, und die waldigen Wellenlinien der Boralpen leuchteten in den lieblichen Farbentönen des Späthommers. In bläulicher Ferne lag die lange Kette der Allgäuerberge, deren östliche Ausläufer sich vor der mächtig vorspringenden Zugspitze zu verbeugen schienen, während die ferner liegenden Kuppen des bayerischen Hochgebirges sich nur mehr in schwachen Linien vom blauen Aether abzeichneten.

Wer hat nicht schon das unnenbare Gefühl empfunden, das den Menschen beschleicht, wenn er nach Jahren wieder eine Stelle betritt, auf der er als Kind gespielt, oder die ihn an ein geliebtes Wesen erinnert? Wie Sehnsucht nach etwas unwiederbringlich Verlorenem überkommt es uns. Die Stelle ist vielleicht genau so, wie einstmals, aber wie sehr hat sich der verändert, der sie nun wieder begrüßt? Was ist dem Herzen

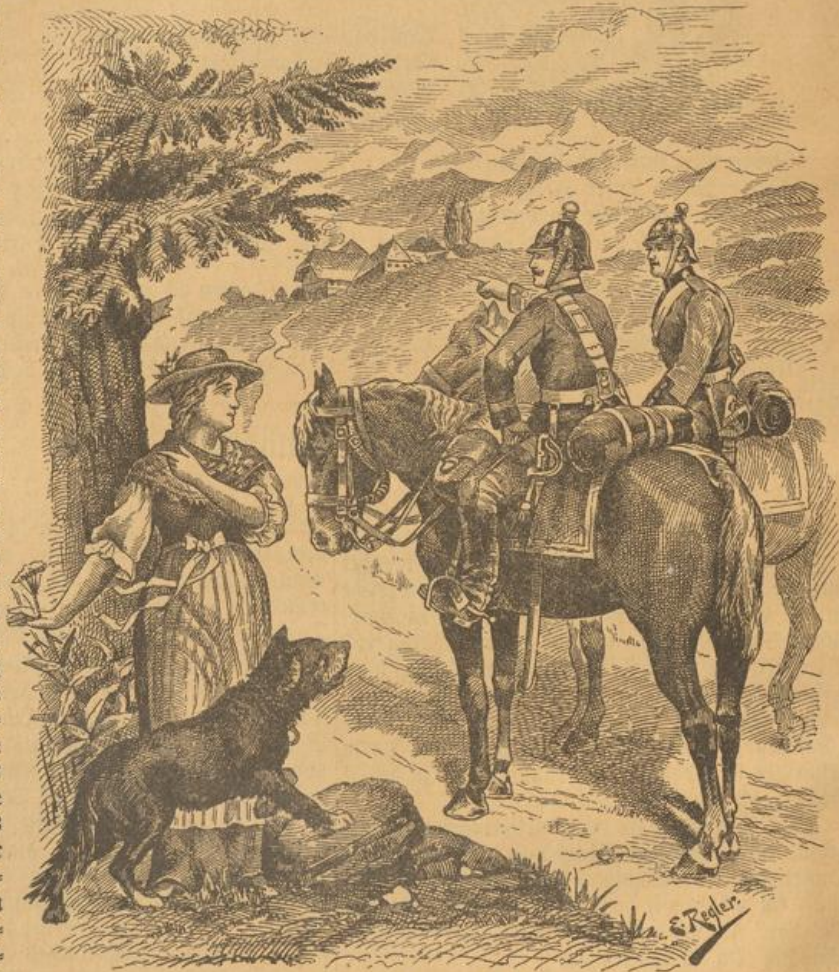
alles fremd geworden, was es damals entzückte? Wohin ist die glühende, reine Begeisterung, wohin die Luftschlösser, die Illusionen von damals? Ein vielgeschäftiger, vielgeträumter Traum ist vorüber. Wohl dem, der in solchen Augenblicken einigermaßen zufrieden auf die vollendete Strecke zurückblicken kann, der nicht weinend hinsinken und ausrufen möchte:  
 O kämen sie wieder, die ewig verlorenen Jahre, — es sollte anders werden! —

Auch aus dem Hause meines Vaters zogen nun einige Einzelheiten in der Erinnerung herauf: als ich mit meiner Mutter damals den Hofraum des Bauerngutes betrat, hangte mir vor einem großen Wolfshunde, der uns knurrend empfing. An seiner Seite stand ein auffallend schönes Kind von etwa fünf Jahren, mit einem Körbchen im Arme, das uns neugierig betrachtete. Die großen, blauen Augen und das lockige Flachshaar des Mädchens fesselte mich umso mehr, als ich das Bild vor mir in überraschender Ähnlichkeit in meinem Märchenbuche hatte: Kottäppchen im Walde neben dem bösen

Wolfe! „Mutter — das Kottäppchen!“ rief ich. — Dann erinnerte ich mich eines alten, schneeweißen Mannes auf dem Hofe, der mich lächelnd in die Wangen kniff. Er trug eine Zipseltappe, kurze, schwarze Zoppe, rote Weste mit hohen silbernen Knöpfen, die ich für Fingerhüte hielt, eine kurze Lederhose und blaue Strümpfe. Ferner stand vor meiner Phantasie eine rotbackige Frau,

die lächelnd zu meiner Mutter sagte, daß das Mariele — so hieß das kleine Mädchen — und ich einmal ein hübsches Pärchen geben könnten.

„Seid Ihr dia Soldate, dia zu eus kommen?“ Eine wohlklingende Stimme war es, die meinen Gedankengang angenehm störte. Da, wo die Straße sich teilt und gabelförmig in den Forst



Geh's rechts oder links?

führt, stand unter einer mächtigen Tanne ein Mädchen, bei deren Anblick mir das Herz höher schlug. In den ersten Momenten bannten meinen Blick nur die Augen der Schönen — Augen, wie ich sie bis dahin nicht gesehen hatte. Die tiefblauen, von langen, schwarzen Wimpern beschatteten Sterne strahlten einen Glanz aus, der erwärmend in das Herz drang. Die unter dem einfachen, weißen

Strohhut hervorquellenden natürlichen Wellenlinien der üppigen, goldblonden Haare umrahmten ein feingezzeichnetes Gesicht, und das blaue, ländlich geschnittene Kleid umschloß einen tadellos geformten Körper.

Dem Mädchen zur Seite stand ein gewaltiger Wolfshund, die klugen Augen fragend auf uns gerichtet.

„Wir sind auf den Einödhof B. einquartiert, schönes — Rottkäppchen!“ gab ich zur Antwort. „Geht's rechts oder links?“

„Gott oder wüschst söt ma' im Schwaubeland, Herr Unteroffizier!“ verbesserte mich der Kanonier Siel, ein himmellanger Mensch, der seitwärts hinter mir ritt. Ich warf ihm dafür einen verweisenden Blick zu.

„Thuat nur miar nach reite, i' g'hör zum Einödhof; wiar hend nimme weit. Wia kommt's denn, daß Ihr mein Schpizname wißt?“

Meine Ahnung hatte mich also nicht getäuscht.

„Ihren Spiznamen?“ fragte ich mit geheuchelter Verwunderung. „Wie könnte ich mir denn so etwas getrauen?“

„No — Ihr hend doch Rottkäppchen zu miar g'söt, und so heißen's mi' dahaim meiner Lebtag scho!“

„Ah — nun, das ist ein gelungener Zufall!“ rief ich.

„Soviel ma' miar g'söt hat“, plauderte das herzige Mädchen weiter, „ischt voar viele Jahr — i' muaf no' a' ganz klei's Müdele g'wöfe sei — die Marie-Bäs (Base) auf B'suach dau g'wöfe, und dia hat a' Büable bei si' g'höt, dös hat mi' so g'heiße. Dies hat meine Leut dahaim g'falle, und — dear Name ischt miar bliebe.“

Mit freudiger Ueberraschung hatte ich den Worten des Mädchens gelauscht.

„Und der Bua“, sagte ich, „der Sie 's erstmal so g'heiße hat, bin i'! Mariele — Bäsle ... grüß Gott!“

Aus den schönen Augen des Mädchens leuchtete bei meiner etwas sonderbaren Vorstellung helle, kindliche Freude. Herzlich erwiderte sie meinen Händedruck, und ich hätte das kleine, von der Arbeit etwas rauh gewordene Händchen am liebsten nicht mehr losgelassen.

„Jez dös ischt a' mal nett!“ sagte sie. „I' bin im Dorf g'wöfe und han a' Fäße Bier b'schellt für d'Soldate, und wia i' hinter mir han reite höre, bin i' schtande bliebe, damit Ihr koin falsche Weag ei'schlaget. Der Weagweiser ischt beim A'schtreiche. Wia ma doch z'sömmne komme ta! Dös wird de' Vater freue!“

Wir waren inzwischen in eine waldumschlossene

Thalsole gelangt — eine weltabgeschlossene, von Herbstzeitlosen besäete Wiese. Am jenseitigen Waldbahhang lag der Einödhof, ein stattlicher Bauernhof mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden. Einen der grünen Fensterladen hatte der Quartiermacher mit der Kreideinschrift versehen: „Unteroffizier N., 8 Mann, 7 Pferde“.

Mein Vetter stand im Hofe und kam uns nun entgegen.

Nachdem die bei einem Wiedersehen üblichen Fragen und Antworten erledigt waren, überwachte ich pflichtgemäß die Fütterung und Reinigung der Pferde, und dann ging ich mit meinen Leuten zum Mittagessen. Später mußte ich mit denselben an den Geschützpark, zum Abendappell, und als ich von dort zurückkam, war es Abend geworden.

Mein schönes Bäschen hatte ich im Verlaufe des Nachmittags nicht unter die Augen bekommen. Ich war eben allein in der großen Bauernstube und unterzog die primitiven Heiligen- und Schlachtenbilder an den Wänden einer Musterrung, als mein Vetter in die Stube trat. Derselbe machte mich mit seinen Familienverhältnissen bekannt. Daß seine Frau gestorben war, wußte ich. An deren Stelle führte die Marie das weibliche Regiment des Hauses. Wie zur Familie gehörig, zählte ein alter, im Hause grau gewordener Knecht, Namens Hans.

Ich erkundigte mich nun nach dem alten, weißhaarigen Manne, den ich vor zwölf Jahren im Hause gesehen hatte.

„Dös wird bald zöhn Jahr, daß 'r g'schorbe ischt. 's ischt mei' guater Vater g'wöfe“, antwortete mein Vetter. Dann ging er gedankenvoll ein paarmal die Stube auf und ab, blieb dann plötzlich vor mir stehen und sagte in geheimnisvollem Tone:

„Was mein Vater anbelangt, will i' Zhne a' kuiriose G'schicht verzöhle. Bis heint weiß außerm alte Hans und der Marie koi' Mensch dervo!“

Das anvertraute Geheimnis enthielt im wesentlichen folgendes:

Als der Vater meines Veters starb, hatte die nun ebenfalls heimgegangene Frau des letzteren den unklugen Gedanken, dem Verstorbenen, einem öfters geäußerten scherzhaften Wunsche desselben entsprechend, seine Tabakspfeife mit ins Grab zu geben. Sie legte die Pfeife, bevor der Sarg am Begräbnistage zugenagelt wurde, an die Seite des Toten.

„Was dear Schritt“, schloß mein Vetter, „für furchtbare Folge g'höt hat, dös will i' Zhne schpäter verzöhle; voarerscht sag' i' bloas soviel:

so lang aus dear Pfeife 'it g'raucht weat, kommt toi rechts Glück ins Haus. Dia Pfeife ischt und bleibt 's Hauskreuz!"

Meine Neugierde war auf das Höchste gespannt. Ich konnte mir zwar nicht zusammenreimen, wie die ins Grab mitgegebene Pfeife nun wieder im Hause sein konnte, ich hatte nur den Wunsch, das merkwürdige Exemplar zu sehen, deren Geschichte zu hören und den Aberglauben meines Veters zu kurieren.

Als ich den Vetter bat, mir die Tabakspfeife zu zeigen, wandte er sich der Thüre zu und lud mich mit einer Bewegung des Kopfes ein, ihm zu folgen.

## 2. Kapitel. Eine unheimliche Tabakspfeife.

Offenbar war es meinem Vetter nicht recht geheuer, in der Abenddämmerung allein auf den Dachboden zu gehen, auf welchem das „Hauskreuz“ verwahrt lag. Im Hausflur war es bereits ziemlich dunkel geworden. Nur am Ende desselben flackerte an der Wand ein rötlicher Schein, der, vom Herde ausgehend, durch die geöffnete Küchentüre drang.

„Marie, bring a' Liacht!“ rief der Vetter.

Ich machte dienstfertig den Vorschlag, das Licht zu holen und eilte nach der Küche.

Das Notkämpchen schloß eben eine Laterne und kam mir mit derselben entgegen. Das Mädchen stellte die Laterne auf den Herd, erfaßte meine beiden Hände und rief mit erregter Stimme:

„Um Gottswille . . . thun's döös 'it! Rauchen's 'it aus dear Pfeif' . . . i' Schtürb voar Angscht!“

„O Sie ung'schickts Mädle“, sagte ich, und ein wonniges Gefühl durchströmte mich, „wer wird denn so abergläubisch sein! Was kann denn eine Tabakspfeife —“

„Ja — was ischt denn mit'm Liacht!“ unterbrach mich die Stimme des Veters von der Stiege her.

Nach drückte ich des Mädchens Hand und eilte dann mit der Laterne zur Stiege.

Wir waren auf dem Dachboden angelangt. Mein Vetter öffnete eine alte Truhe, warf mehrere abgehauste Gegenstände auf die Seite oder heraus, und endlich entdeckte ich in einer Ecke eine Tabakspfeife. Ich warf einen fragenden Blick auf den Alten, und dieser nickte stumm und ernst mit dem Kopfe.

Die Pfeife war eines jener hölzernen Exemplare, wie man sie heute noch häufig sieht. Die Schnitzerei — Oberammergauer Arbeit — ließ auf guten Geschmack des einstigen Besitzers schließen. Der silberne, rauchgeschwärzte und

in zierlichen Figuren durchbrochene Deckel war etwas beschädigt, und die Pfeifen Spitze, auch kurzweg „Biß“ genannt, ziemlich abgenützt.

Mein Vetter betrachtete mich etwas verblüfft, als ich ganz sorglos die Pfeife untersuchte, dann warf er kopfschüttelnd die auf dem Boden liegenden Gegenstände wieder in die Kiste und verschloß dieselbe. Hierauf ging er, mit der Laterne voran, die Treppe hinunter.

Unten angekommen begann ich, während mein Vetter seinen Geschäften nachging, mit einer gründlichen Reinigung der Pfeife, und nachdem ich deren Spitze entfernt und durch die von meiner Pfeife ersetzt hatte, blies ich bald darauf die ersten Rauchwolken mit Behaglichkeit und voller Gemütsruhe durch das offene Stubensfenster in den friedlichen, schönen Herbstabend hinaus.

Ein liebliches, stimmungsvolles Bild lag vor meinen Augen: der unweit des Hauses auf einem mäßigen Höhenrücken sich hinziehende Wald war bereits tief schwarz, nur die Tannenspitzen ragten noch scharf in die erblaffende Abendröthe hinein. Vor der Siebelfront des Hauses floß ein munteres Bächlein durch dunkles Weidengebüsch, und der auf der walbigen Höhe stehende Römerturm wurde von dem eben aufgehenden Monde so scharf beleuchtet, daß jede Linie seines altersgrauen Hauptes deutlich hervortrat. Von dem nahegelegenen Dorfe drang das Gebetläuten in das stille Thal herein.

Ich war in einer gehobenen, fast andächtigen Stimmung. Vorher nie empfundene, unendlich süße Gefühle bewegten mein Inneres. In den kräuselnden Tabakswölkchen erschien ein liebliches Mädchenanlitz, das wieder langsam zerfloß, um in dem dunkeln Weidengebüsch am Bächlein wieder aufzutauhen. Die leise flüsternden Wellen erzählten mir von einem Paradiese, von Liebesglück und Rosen, und der Vollmond, der nun glänzend über den Waldwipfeln hing, führte meinen Geist hinweg in die unermesslichen Regionen des Weltalls. Das Alltagsleben mit seinen kleinlichen Sorgen, seinem hastigen Drängen und Jagen war mir entrückt. Die erhabene, stille Sprache des nächtlichen Himmels und der ruhenden Erde drang deutlicher, als je zuvor, an mein Herz: das alles hat ein allmächtiger, unsaßbarer Geist — ein liebender Vater für seine Kinder erschaffen! Und dieser Vater beglückt jedes seiner Kinder, das sich über den Schlamm der Erde emporzuheben vermag. Unglücklich derjenige, der die gewaltige, eindringliche Sprache der herrlichen Schöpfung nicht versteht! — Ein nicht saßbares, hohes und süßes Glück las ich in dem

stillen Walten der Natur. — — Sag wirklich ein Zauber in dieser Pfeife?

Eine eben eintretende Magd, die den Tisch zu decken kam, störte meine schwärmerischen Gedanken. Nachdem sich dieselbe entfernt hatte, kam ein Knecht in die Stube — der alte Hans. Mit einem freundlichen „Grüß Gott“ reichte mir derselbe die Hand. Aber auf einmal veränderten sich dessen Gesichtszüge ganz auffällig: alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen und mit entsetzten Augen starrte er auf die Pfeife in meiner Hand.

„Herr“, sagte er, nachdem er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, „um koin Preis der Welt thät i' 'en Zug aus dear Pfeife! Wenn Ihr wüßtet, was i' weiß — Ihr liebet's au' bleibe!“

Bald saßen wir alle beim Abendessen. Ich nahm deutlich wahr, daß eine etwas gepresste Stimmung vorherrschte. Nach Tisch entfernten sich die Diensthofen, mit Ausnahme des alten Hans, und als wir nun beim Krüge um den großen eichenen Tisch saßen, versuchte ich mit fröhlichen Liedern und heiteren Anekdoten den anspruchslosen Leuten den Abend zu würzen. Das Unbehagen, das der Anblick der Pfeife

bei den dreien hervorgerufen hatte, begann auch nach und nach zu schwinden — selbst als ich dieselbe wieder frisch gestopft und angezündet hatte —, und als ich den Vetter bat, die Geschichte derselben zu erzählen, erklärte er sich bereit dazu.

Wenn auch viele meiner lieben Leserinnen und Leser jenes Dialektes kundig sind, mit dem mein Vetter alt wurde, möchte ich doch dem Forschergeiste des weniger Kundigen keine zu großen Zumutungen machen, und gestatte ich mir deshalb, die merkwürdige Erzählung in leichtes deutsch zu übertragen.

Mein Vetter hat eine eigene Art in der Wiedergabe von Erlebtem. Seine Phantasie schweift über das wirkliche Leben hinaus — er sieht und empfindet mehr, als ein gewöhnliches Menschenkind, und es wird mir schwer werden, seine Erzählung so wiederzugeben, wie ich sie hörte. Allein ich will's versuchen.

„Im nächsten Monat“, begann er, „werden es zehn Jahre, daß mein Vater starb. Er war so ein halber Gelehrter, wie der Herr Pfarrer sagte, und saß halbe Nächte, die Hornbrille auf der Nase, vor einem Buche. Er wußte von jeder

Blume und Pflanze den lateinischen Namen und kannte alle Heilkräuter. Dann wußte er die Namen der Sterne am Himmel und daß so und so viele millionenmal größer wären als unsere Erde — lauter Sachen, die nur gelehrte Leute wissen und glauben. Und bei all seiner Wissenschaft war er wie ein Kind und unterhielt sich am liebsten mit Kindern. Ihr müßt aber wohl wissen — er war trotzdem ein Bauer, und das ein richtiger!

Eines morgens fanden wir ihn tot im Lehnstuhl vor seinem Bette. Seine Gesichtszüge waren sanft und friedlich, und die Pfeife hielt er fest in der herabhängenden steifen

Hand. Darin sah nun mein Weib gleichsam eine Mahnung an seinen oft geäußerten Wunsch: „Wenn i' a' maul schtürb, so laßt miar wenigstens mei' liebe Pfeife!“ — Er hatte dies natürlich im Scherz gemeint, aber mein Weib nahm es nun ernst, und — wie ich schon sagte — bevor der Sarg zugenagelt wurde, legte sie die Tabakspfeife an die Seite des Toten.

Etwa vier Wochen nach dem Begräbnistage war es, da stieß mein Weib nachts einen lauten Schrei aus. Dieselbe war seit einiger Zeit sehr nervenschwach und aufgeregt und es mag, wie mir ein Doktor später sagte, vielleicht ein Traum-



Um koin Preis der Welt thät i' 'en Zug aus dear Pfeife!

bild oder dergleichen gewesen sein — vielleicht auch nicht. Nun gut — als ich erschrocken an ihr Bett eilte, zitterte sie am ganzen Leibe und war totenblaß. Sie bat mich, Licht zu machen und nicht mehr von ihrer Seite zu weichen. Dann erzählte sie, sie wäre durch ein Geräusch aufgewacht, und gleich darauf habe sie die wohlbekanntesten Tritte des Vaters die Stiege heraufgehen hören, dann habe sich die Thüre geöffnet und der Vater wäre hereingekommen, genau so, wie er in der Bahre lag. Den Blick habe er starr auf sie gerichtet. Das Herz, sagte sie, wäre ihr still gestanden und wie im Starrkrampfe sei sie dagelegen. Schließlich habe der Vater die Hand erhoben und ihr die Tabakpfeife entgegengehalten, und dann sei er vor ihren Augen verschwunden. Endlich habe sie schreien können.

Von dieser Nacht an quälte sie sich fortwährend mit Vorwürfen. Sie konnte die Erscheinung nicht vergessen, und bald drängte sie mich in einemfort, ich solle zusehen, daß die Pfeife wieder aus dem Grabe komme, sonst fände des Vaters Seele keine Ruhe, und sie müßte vor Angst und Kummer noch wahnsinnig werden.

Ja, was war da zu machen? Jedermann hätte mich ausgelacht, wenn ich die Sache erzählt oder um Rat gefragt hätte. Sollte ich die obrigkeitliche Genehmigung zum Oeffnen des Grabes nachsuchen? Wer hätte mir das mit meiner Begründung bewilligt?

Ich zog den Hans zu Rate, und der meinte, ich solle mit dem alten Schäferbalthes sprechen, der wußte in derartigen Sachen Bescheid. Noch an demselben Tage suchte ich diesen auf. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte, grübelte er lange für sich hin. Endlich sagte er:

„Die Pfeife muas 'raus aus'm Grab — sonst kommt Dei' Vater no' öfter! Bo ar Mitternacht aber soll ma' die Verschorbene 'it schtöre, drum fange miar mit'm Ausgrabe nach zwölfe a'. Z'gang selber mit.“

Der Gedanke, zu mitternächtiger Stunde auf den Friedhof zu gehen und dort das Grab des Vaters zu öffnen, machte mich schauern. Anfangs wollte ich auf den Vorschlag unter keinen Umständen eingehen; als ich aber an mein armes, geängstigtes Weib dachte, stimmte ich zu.

Die grausige Arbeit sollte bereits die kommende Nacht ausgeführt werden. Nachts elf Uhr stand ich leise auf und weckte den Hans. Bald waren wir marschfertig und mit Hacken und Schaufeln ausgerüstet, und als wir aus dem Hause traten, wartete der Schäferbalthes bereits auf uns. Schweigend schritten wir dem Friedhofe zu.“

Der Erzähler brach hier ab und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Jedenfalls fiel es ihm schwer, die nun folgenden Begebenheiten wiederzugeben. Endlich griff er nach dem Krüge, that einen tüchtigen Zug und fuhr dann fort:

„Es war anfangs November und eine wüste, stockfinstere Nacht. Den ganzen Tag über war ein kalter Sprühregen gefallen, zu dem sich nachts ein heftiger Sturm gesellte.“

Als wir den holperigen, von Baumwurzeln durchschnittenen Waldpfad dahinschritten, war es, als ob die wilde Jagd über unsere Köpfe dahinsausse. Das war ein Pfeifen, Heulen und Aechzen über und um uns, als ob uns der Himmel von unserem Vorhaben abschrecken wollte. Der Sturm peitschte uns den mit feinen Eiskörnern vermischten Regen ins Gesicht — es war so grauenhaft in der Natur, wie die That, zu der wir schritten.

Oftmals lag der Vorschlag auf meinen Lippen, wieder umzukehren, allein der Schäfer ging so mutig vorwärts, daß ich mich im nächsten Augenblicke wieder schämte, den Furchtsamen zu spielen. Und dann war doch die Ueberzeugung in mir, daß es sein mußte.

Nach fast einer Stunde gelangten wir an den auf einer Anhöhe liegenden Friedhof.

Wart Ihr schon nachts auf einem Friedhof, Better? Auf so einem einsam gelegenen, ländlichen Friedhof? Ein unheimliches, beklemmendes Gefühl beschlich mich, als ich an den ersten Grabsteinen und Totenkreuzen vorbeisritt, die in dichte Finsternis gehüllt umherstanden, nur momentan von der vorübereschwankenden Laterne beleuchtet. ‚Heinrich Müller‘ — stand hier in Goldbuchstaben . . . manchen Spaziergang hatten wir zusammen gemacht, manchen Krug hoffnungsfreudig geleert. — Wie lebhaft stand er vor mir, der frische Bursche . . . ehrengedachte Jungfrau Therese Schneider‘ — — Ich sah die bunten Bänder ihrer goldenen Ringelhaube flattern, als sie Sonntag aus der Kirche ging — da vorbei, wo ihr Grabstein steht! — — Die Therese! Das saubere Mädchen! Welch bralles, lustiges Kind war sie in der Spinnstube, wenn die Räder schnurrten; wie klang ihr Lachen silberrein! Wie stink und leicht flog sie dahin auf dem Tanzboden! Die Geigen klangen und die Klarinette des Franzel tönte lustig in den Saal . . . sein schwarzes Grabkreuz steht der Therese gegenüber — — ‚Maria‘ — . . . armes, gutes Kind — da liegt du! Wie jauchzte mein Herz, als der erste Laut von deinen Lippen klang . . . wie krampfhaft umklammerten die zarten Fingerchen meine Hand, als dich der

unerbittliche Tod erfaßte . . . verzeihe mir, süßer Engel, wenn ich deine Ruhe störe — — schlafe, schlafe! . . . „Josef B. . . .“ — mein Vater! Heiliger Gott! — Ringsum Grabsteine, Kreuze — Kinder, Erwachsene — lauter Bekannte, die da unten schlafen! — Durch den Friedhof pfiß und klagte der Wind — man mochte wännen,

als der Balthes das Kreuz aus dem Grabe zog, das vorerst den Grabstein ersetzte, und den ersten Pickelhieb auf die Erdscholle machte. Als ich jedoch das Arbeiten begann, wurde mir etwas leichter. Wir arbeiteten so emsig, daß wir schon nach etwas mehr als einer halben Stunde den

hohlen Ton des Sarges vernahmen, dessen Deckel bald darauf bloßgelegt war.

Da befiel mich auf einmal eine namenlose Angst: Wenn sich der Sargdeckel heben wird . . . die gefalteten, starren Hände mit dem schwarzen Sterbekreuzchen — die weißen Haare — die blassen, friedlichen Gesichtszüge — — wenn er die Augen aufschlüge!

— Halb wahnsinnig vor Entsetzen schwang ich mich aus der Grube, als der Schäferbalthes ein Stemm-eisen hervorzog und dann die Fuge des Deckels suchte.

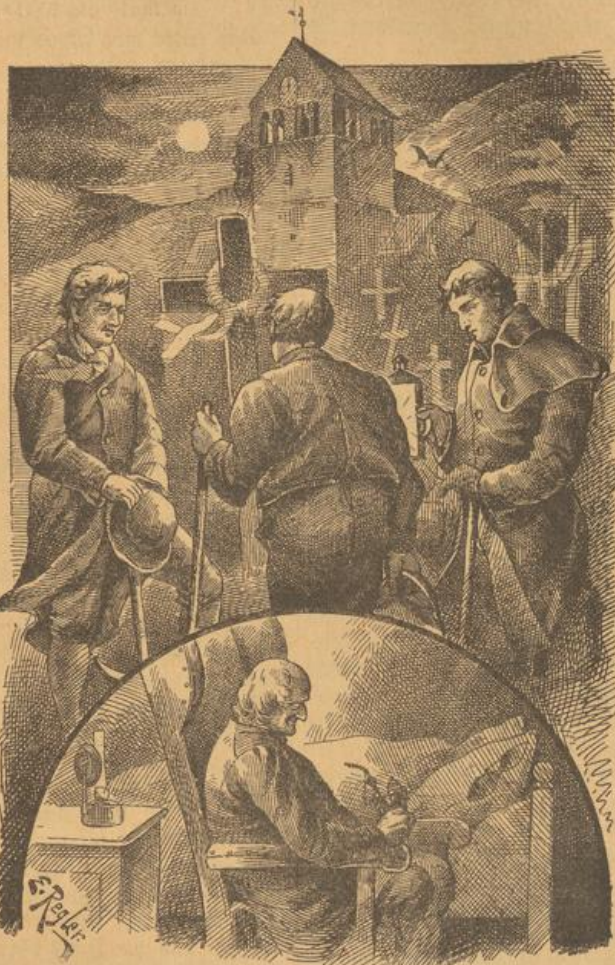
Hans stand bereits oben und reichte mir die Hand. Ich wandte mich schaudernd vom Grabe weg und bedeckte die Augen, als ich unten das unheimliche Kreischen der Sargnägel und das hohle Geräusch des

auffspringenden Deckels hörte. Einige Augenblicke war es peinlich still unten; endlich folgten mehrere dumpfe Schläge auf den Sarg, und . . . ein Gegenstand fiel vor meine Füße — — des Vaters Tabakspfeife!

Mein Better schwieg, übermannt von der graufigen Erinnerung. Das neben mir sitzende Notlappchen schmiegte sich gruseln an mich, während

es sei der Jammer einer irrenden Seele! Er rüttelte an den hohen Kirchenfenstern, durch die ein rötlicher Schimmer drang — das ewige Licht. — Vielleicht waren sie jetzt alle in der Kirche versammelt, die stillen Schläfer da unten — eine düstere, schweigende Schar — und wenn es zwölf schlägt, kommen sie heraus in langem Zuge . . . voran die Kinder, weiß gekleidet, mit schneeweißen Gesichtchen, die Augen gesenkt; dann die Erwachsenen, in schwarze Tücher gehüllt und die weißen, knochigen Hände über die Brust gefaltet — mitten unter ihnen der König ihres Reiches — die Spitze als Scepter führend. — Wenn der Sturm dann und wann etwas anhält, so hörte ich vom Turme herunter das mächtige, eintönige Ticken des Perpendikels.

Den Hut in der Hand und ein stilles Gebet im Schauderfrost verrichtend, umstanden wir die Grabstätte meines seligen Vaters. Vor zwölf Uhr durften wir nach der Weisung des Schäfers nicht beginnen. Endlich löste sich mit dumpfem Schläge das Fallgewicht der Turmuhr: ein paar Momente rasselte es — dann ertönten zwölf feier-



Den Hut in der Hand und ein stilles Gebet verrichtend, umstanden wir die Grabstätte.



der alte Hans starr vor sich hinblickte und mit dem Kopfe nickte.

Die Pfeife war mir längst ausgegangen und ich legte sie nun mit einer gewissen Scheu auf den Tisch. Der Gedanke, daß dieselbe wochenlang im Grabe gelegen hatte und mit solchen Opfern demselben wieder entrisen wurde, flößte mir teils Gruseln ein, teils hatte ich ein Gefühl, als ob ich eine unzarte Handlung begangen hätte.

Nach einer Weile fuhr mein Vetter fort:

„Ja, da standen wir nun, Hans und ich, und keiner wollte die Pfeife anrühren. Der Balthes bot die Hand zum Grabe heraus, und der Hans half ihm beim Heraussteigen. Als er oben war, nahm er die auf dem Boden liegende Pfeife zu sich, und dann begannen wir mit dem Einfüllen des Grabes. Nach kurzer Zeit wölbte sich wieder ein Hügel über demselben.“

Als wir uns vom Grabe wandten, um den Heimweg anzutreten, erstarrte ich fast vor Schreck: vom Eingange des Friedhofes her bewegte sich ein Licht. Der Schäfer faßte sich am schnellsten: er bückte sich rasch, und im nächsten Augenblicke erlosch das Licht in unserer Laterne. Dann rief er uns leise und hastig zu, wir sollen uns hinter einen Grabstein verstecken, oder flach auf die Erde legen. Mechanisch folgten wir; ich kauerte hinter einem Grabsteine; in meiner Brust hämmerte es.

Das Licht kam geradewegs auf uns zu. Bald schien es meinen Augen riesig groß, bald wieder kleiner — und schwankend kam es näher und näher. Der Schweiß floß wie ein Wasserfluß unter meinem Hute hervor, und dabei durchrieselten mich kalte Schauer. Ich erfaßte den Arm des Hans und hielt ihn krampfhaft fest.

Nun kam das Licht heran und — schwankte langsam vorbei. Jetzt erst gewahrte ich, daß ein in einen langen Mantel gehüllter Mann dasselbe trug. Die Tritte desselben hatten wir auf dem weichen Boden und infolge des Sturmes nicht gehört. Es war der Nachtwächter! Wahrscheinlich hatte dieser unser Licht bemerkt — ich habe später nie darüber sprechen hören — und war unerschrocken genug, der Ursache desselben nachzuforschen.

Als wir uns erhoben und dann den Friedhof verließen, schlug es eben ein Uhr. — Die furchtbarste Stunde meines Lebens lag hinter mir. Das Licht vor uns schwankte bereits das Dorf hinein, und der Wind trug uns einzelne Laute des Liedes zu, das der Nachtwächter sang:

Ihr lieben Leute laßt Euch sagen:  
Die Uhr hat ein Uhr schon geschlagen  
Bald kräht der Hahn  
Den Morgen an!  
Ein Uhr! Ein Uhr!

Und wenn der neue Tag sich zeigt  
Und Ihr aus Euern Betten steigt:  
Seht Händ' und Herz  
Gen' himmelwärts!  
Ein Uhr! Ein Uhr!\*)

Nun eilten wir davon und kamen bald darauf zu Hause an.

Andern Tags kam der Schäferbalthes und brachte die Pfeife. Ich hätte ihm dieselbe gerne überlassen, allein er sagte, dieselbe müßte im Hause bleiben solange, bis jemand aus derselben rauche.

Mein Weib gab sich jetzt zufrieden, hatte aber gleich mir und dem Hans ein Grauen vor der Pfeife, und so legte ich dieselbe in die Truhe auf dem Dachboden, woselbst sie bis heute geblieben ist.

Der Hans behauptet nun fest, daß es oben nicht recht geheimer sei und daß er nachts sehr bekannte Tritte gehört habe. Ich habe nie etwas gehört.

Der Schäferbalthes antwortete auf Befragen, daß die Pfeife endlich geraucht werden müsse, sonst werde nie recht Ruhe im Hause — nicht wegen des Vaters, sondern wegen anderer Geister — und dann würde auch ein neues Glück im Hause eintreten. Zum Rauchen der Pfeife konnten wir uns aber nicht entschließen, auch der mutige Balthes nicht, und einem Fremden wollte ich die Sache nicht anvertrauen. Nun ist es durch Euch geschehen, Vetter, und gebe Gott, daß nun alles gut geht und Euch nichts passiert!“ Damit schloß mein Vetter.

Das gruselige Schweigen, das während und auch nach der Erzählung meines Veters Platz griff, unterbrach ich zuerst:

„Lieber Vetter“, sagte ich, „Ihr huldigt da einem starken Aberglauben. Ich junger Mensch bilde mir gewiß nicht ein, geschiedter zu sein, als Ihr und der Hans oder gar der Balthes — aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß die gespensterhafte Pfeife so harmlos ist, wie jede andere. Wollen wir dieselbe als interessantes Familienstück betrachten, das sie infolge ihrer Geschichte gewiß ist, als eine tenere Hinterlassenschaft Ihres seligen Vaters: aber habt künftig kein Grauen mehr vor ihr! Ergreifen wir die Gläser! Ich stoße an auf Glück und Segen des Hauses, auf Euer aller Wohlergehen!“

\*) Alles Nachtwächterlied.

Die Gläser klangen aneinander. Als das Rotkäppchen mit mir anstieß, leuchtete es in ihren Augen auf und ihr Blick verwandelte den Nebel auf meinem Gemüthe in warmen Sonnenschein. O herrlicher Gottesfunken — der ersten Liebe! Bald darauf meinte mein Vetter, es wäre nun Zeit zum Schlafengehen.

Das mir zugewiesene Zimmer war im Erdgeschoß, neben der Wohnstube. — Rasch und heimlich drückte ich Rotkäppchens Hand, und dann wünschten wir uns gegenseitig gute Nacht.

### 3. Kapitel. Das Gespenst.

Ich hatte noch wenig Schlaf, als ich mich auf meinem Zimmer befand, und lehnte mich deshalb ins offene Fenster, um die eigentümlichen Eindrücke des heutigen Tages nochmals an meinem Geiste vorüberziehen zu lassen und — selig zu träumen.

Der Vollmond stand jetzt glänzend über dem anmutigen Fleckchen Erde. Die leise flüsternden Wellen schimmerten zwischen dem tiefen Schatten des Weidengebüsches, und über Busch und Walb lag jenes halb-bläuliche Licht, das so eigenartig auf das Gemüth wirkt und das Herz mit Sehnsucht und süßen Ahnungen erfüllt. Auf der kahlen Anhöhe hinter dem Walbe lag der Geschützpark. Die in gleichen Zwischenräumen von der Erde sich abhebenden vier dunkeln Punkte machten denselben kenntlich, und ein zeitweises mattes Aufleuchten ließ den mit dem Faszinennmesser auf- und abwandernden Posten verraten. Aus einiger Entfernung hörte ich das jammernde Rufen eines von der Mutter abgekommenen Rehtizchens, das sich aber nach und nach im Walbe verlor.

Lange lag ich bereits im Bette, als ich plötzlich durch ein Geräusch erwachte. Es kam mir vor, als prasselte ein heftiger Regen an die Fenster und ein furchtbarer Sturm heule um das Gehöft. Wie das nur kam! Vorher die schöne, ruhige Nacht und nun tiefe Finsternis und dieses Unwetter!

Mir wurde es unerträglich bang im Bette; ein eigentümlicher Druck lag auf meiner Brust, und deshalb stand ich auf, machte Licht, kleidete mich an und betrat die Stube. Auf dem Tische lag die Tabakspfeife, wie ich sie abends hingelegt hatte, und ein unwiderstehlicher Trieb zwang mich zum Rauchen. Kaum hatte ich die Pfeife in Brand gesetzt, da erschütterte ein heftiger Windstoß das Haus; das Kerzenlicht flackerte hoch auf, und im nächsten Augenblicke umgab mich tiefe Finsternis.

Ein liebliches, aber nervenbetäubendes Aroma entströmte der Pfeife, und mit Bewunderung blickte ich auf eine merkwürdige Erscheinung: die Tabaksblätter wandten und bogen sich wie Glühwürmer, und ein blutroter Schein glänzte unter dem durchbrochenen Deckel. Rotleuchtende Wölkchen entströmten meinem Munde und drangen aus der Pfeife und flatterten in die Stube. Meine Augen blieben starr auf dem seltsamen Glanze haften; die Finger schlossen sich wie von einem Magnet gefesselt um die Pfeife, und durch den Arm zuckte es wie ein elektrischer Strom. Die Wölkchen in der Stube vereinigten sich nach und nach zu einer großen, den ganzen Raum erfüllenden Wolke, die ein geheimnisvolles, magisches Dämmerlicht verbreitete.

Die Zeiger auf dem rauchgeschwärzten Zifferblatte der Schwarzwälderuhr zeigten eben zwölf — Mitternacht! Mir ahnte, daß sich nun etwas Außergewöhnliches ereignen würde; ich wollte schreien, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Da — vom Hausflur her hörte ich langsame, schlürfende Tritte. Die Thüre ging auf und mit zu Berge stehenden Haaren starrte ich auf die Gestalt eines alten Mannes. Augenblicklich erkannte ich denselben: die schneeweißen Haare, die Zipfelkappe, die kurze, schwarze Zoppe, die rote Weste mit den hohen, silbernen Knöpfen, die ich das erstemal für Fingerhüte hielt, die kurze Lederhose und die blauen Strümpfe.

Der Alte kam auf mich zu, erfaßte meine Hand und — die Pfeife fiel mit einem donnerähnlichen Schlag zu Boden. Die derselben entströmenden Glühwürmer entwickelten sich zu einem mächtigen, in allen Farben spielenden Feuer, und dieses beleuchtete eine wunderfame, eigenartige Landschaft: Noch nie gesehene Baum- und Pflanzengattungen erblickte mein Auge, und auf dem Boden funkelten Steine in allen Farben. Hohe Felsenriffe, die wie Krystall erglänzten, begrenzten in weiter Ferne den Ausblick.

Ich stand mit dem Alten auf der schroffen Felsenwand eines gewaltigen Berges, dessen Spitze in unbekannte, hellstrahlende Sternbilder ragte, und hinter der soeben ein wunderbares, die Augen blendendes Gestirn emporstieg. Von dem Berge stürzten aus schwindelnder Höhe tosende Wasserfälle in das Thal und bildeten hier einen See, dessen Fluten in einen bläulichen Dunstschleier gehüllt waren. Das große Gestirn stieg höher und höher und verlieh der Landschaft eine Farbenpracht, die meine Augen nicht zu ertragen vermochten. Die Nebel über dem See lösten sich

auf und ich erblickte reizende Ufer. Auf dem Wasser schaukelten große, muschelförmige Röhre mit seltsamen Inassen: hohe, hünenhafte Gestalten in phantastischer Kleidung, mit edlen Gesichtszügen und leuchtenden Augen. Goldene Ruder senkten sich in die silberglänzenden Fluten.

Ich war so sehr in den Anblick der neuen, fremden Welt vertieft, daß ich der Gegenwart des Alten vergaß. Erst als sich dieser bewegte, fiel mir seine Anwesenheit ein. Er zog einen alten Lederbeutel aus der Foppentasche, stopfte die gespensterhafte Tabakspfeife, und nachdem er dieselbe mittels eines glühenden Zunders in Brand gesetzt hatte, begann er:

„Du bist nicht mehr auf dem Planeten Erde. Wie gefällt's Dir hier?“

„Wo bin ich denn?“ fragte ich schüchtern.

„Auf dem Mars!“

„Auf dem Planeten Mars?“

„Ja. Er ist der einzige Planet, dessen meteorologische Eigenschaften jenen der Erdoberfläche gleich sind. Dieselbe Sonne, die der Erde Licht und Wärme spendet, strahlt über dem Mars. Die Atmosphäre eines jeden andern Weltkörpers würde Dich augenblicklich töten! — Du bist nun Millionen von Meilen von der Erde entfernt, Du atmest in einer andern Welt, aber nicht im Jenseits. Und wenn ich Dich in tausende von andern Planeten führe, von denen manche millionenmal größer sind als die Erde, und wenn Du von diesen Weltkörpern aus wieder andere tausende glänzender Sterne erblickst, die sich von der Erde aus dem Auge entziehen — es sind das alles nur Weltkörper im unendlichen Weltraum. Kaum hatte der Alte das gesagt, ließ er die Tabakspfeife zu Boden fallen. Und merkwürdig: vom See herauf klang deutlich die Artillerie-Tagreveille. Verwundert lauschte ich den bekannten Tönen.

„Da unten ist die Erde! Siehst Du den flimmernden Stern?“ rief der Alte, in die Tiefe weisend. Hünenhaft war auf einmal seine Gestalt; seine Augen flammten.

Zu meinen Füßen gähnte ein unendlicher Abgrund — tausende von Sternen flimmerten mir entgegen. Ich stand am äußersten Rande des Felsens. Da verspürte ich einen Stoß, und mit einem Schrei stürzte ich in die Unendlichkeit hinein. Lange, lange wirbelte ich blitzschnell durch Luft und Luftleere; endlich schlug ich hart auf und neben mir hörte ich die sonderbaren Worte:

„Ja, ja — die Pfeife! die Pfeife!“

Als ich die Augen aufschlug, fand ich mich

auf dem Boden liegend und in Schweiß gebadet vor meinem Bette. Der alte Hans stand neben mir. — Ich hatte geträumt.

Vom Dorfe herüber klangen die letzten Töne der Tagreveille.

#### 4. Kapitel. Der Abschied.

Meine Leute standen im Hofe des Bauerngutes zum Abmarsch bereit. Um sechs Uhr früh mußte die Batterie am Geschützpark aufgestellt sein.

Von meinem Vetter und dem alten Hans hatte ich mich bereits verabschiedet, und es verblieb mir noch das schwerste Abschiednehmen — das vom Rotkäppchen. Letzteres war jedenfalls in der Küche vollauf beschäftigt, da ich es im Verlaufe des frühen Morgens nicht zu Gesicht bekommen hatte. So schritt ich denn in vollständiger Ausrüstung dem Bereiche seines Wirkens zu, den Hausflur entlang, an dessen Ende, wie abends vorher, der rötliche Schein des Herdfeuers flackerte. Marie war allein in der Küche, und als ich unter die Thüre trat, kam sie mir mit ernstem, fast traurigem Blicke entgegen.

„Ich gehe schwer vom Einödhof fort, Fräulein Marie“, sagte ich. „Aber diesmal soll es nicht mehr zwölf Jahre dauern, bis ich wiederkomme, vorausgesetzt, daß es — Ihnen recht ist!“

„O schreiben's weanigstens recht oft! Wenn's a' bissle sei' ka' . . . vielleicht dia Woche no'?“

„Darf ich an Sie schreiben?“

„Ja freile! An wean denn fonscht? De' Vater freut's it so, wia mi', wenn a' Briefle von Zhne kommt. Un . . . a' Bötter wird doch an — sei' Bäsle schreibe berse!“

„Und bekomme' ich dann auch Antwort von Ihnen? Ein Brief von Ihnen — an ein solches Glück kann ich fast nicht glauben!“

Aus den Augen des Mädchens leuchtete kindliche Freude, und mit lieblichem Erröten entgegnete es:

„Thät Zhne wirklich a' Briefle vo' miar freue? Sie dürfen mi' aber 'it auslache . . . i' han no' nia a' Briefle g'schribe.“

„Auslachen! Aber Mariete — Sie thun mir weh, und — doch, 's ist höchste Zeit! Fräulein Marie — liebs Rotkäppchen: es muß geschieden sein. Behüt Sie Gott!“

„Pfüa Gott!“ sagte sie leise und senkte das Köpfchen, und als sie wieder aufblickte, schimmerten ihre Augen und um die Mundwinkel zuckte es.

Ueberwältigt von Glück und Seligkeit ergriff ich Rotkäppchens Hände. Nun wußte ich, daß ich wiedergeliebt wurde. Beiden war die Zunge

gelähmt, und lange sahen wir uns schweigend in die Augen. „Auf Wiedersehen — Marie! Es muß sein — in einem Jahr bin ich militärfrei, dann komm ich!“

„A' ganz Jahr no'! . . . Pfia Gott, bleib g'sund und —“

Sie vollendete nicht. Einige Minuten darauf lag der Einödhof hinter mir. Die Sonne erschien soeben hinter den Tannenspitzen und die Tauperlen in den Kelchen der Herbstzeitlosen funkelten wie Diamanten. Sie erinnerten mich an die feuchtschimmernden, schönen Augen des Rotkläppchens. Noch ein letzter Blick — dann verschwand das liebe Thal, in dem mein Herz zurückblieb, und es verschwand die aus dem Kamin des Einödhofes in den reinen Herbstmorgen empor wirbelnde Rauchsäule. — Der Wald hatte uns aufgenommen. Als ich an die mächtige Tanne gelangte, bei welcher die Straße sich teilt, unter welcher gestern mein Rotkläppchen stand, da startete ich hin an die steilere Stelle, und mein Herz erfüllte unendliche Sehnsucht und tiefes Weh.

Eine Viertelstunde später marschierte die Batterie vom Geschützparke ab. Als wir das Dorf hinter uns hatten, wurde „Rührt Euch!“ kommandiert. Die Pfeifen wurden in Brand gesteckt und die Kanoniere begannen zu singen. Nachdem das sentimentale Lied: „'s ist alles dunkel, 's ist alles trübe“ zu Ende war, griff der lange Giebel, einen pfiffigen Blick auf mich werfend, mitten aus Schillers Reiterlied eine Strophe heraus und begann, alle anderen überschreiend:

Warum weint die Dien und zergrämt sich schier?  
Laß fahren dahin, laß fahren!  
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,  
Kann treue Lieb' nicht bewahren.  
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,  
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Aber unlieb hatten die andern die Nichterhaltung der gewohnten Reihenfolge vermerkt — der Soldat schenkt sich keine Strophe — und um so kräftiger tönte des Liebes Anfang: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ in die Welt hinein.

Eintönig rollten die Geschütze mit den abwärts gefenkten Mündungen die Straße dahin. Die goldburchwirkten Bändeliere der Offiziere und die lange Reihe der gleichmäßig sich bewegenden Helmspitzen funkelten in der Morgensonne.



Mit Vorstehendem schließen die „Quartier-Erinnerungen“ ab.

Nachdem der „Better vom Rhein“ sich aber dafür interessierte, ob der Unteroffizier und das Rotkläppchen ein Paar geworden sind, und weil er weiß, daß dies auch alle seine lieben Leser wissen möchten, so hat er vor Veröffentlichung der Erzählung aufs Geratewohl an den Befizier des Einödhofes geschrieben, und dieser hat in liebenswürdigster Weise geantwortet. Sein Brief giebt die nötigen Aufschlüsse.

„Einöbde B. bei Kaufbeuren,  
20. Mai 1894.

Lieber Better!

Bezugnehmend auf das Motto Ihres mir lieb gewordenen Kalen-

ders: „Gott grüß' sie All' im deutschen Land, die Brudersinn und Treue kennen: sie Alle sind mit mir verwandt und sollen mich frischweg „Better“ nennen“ — erlaube auch ich mir, Sie mit dieser traulichen Anrede zu begrüßen.

Wie ich aus Ihren geschätzten Zeilen ersehe, hat Freund N. meine Erzählung: „Auf dem Einödhofe“ zur Veröffentlichung an Sie eingesendet, und dieselbe hat — was ich weder glaubte noch hoffte — Ihren Beifall gefunden. Nachdem nun an dieser Thatsache nichts mehr zu ändern ist, will ich dem „Better vom Rhein“ auch nicht vorenthalten, was er

zum Abschluß der Erzählung für erforderlich erachtet.

Seit drei Jahren bin ich Besitzer des Einödhofes und das Rotkäppchen ist mein geliebtes Weibchen. Dasselbe ist aber auch so lieb und gut, daß ich mir oft denke, womit ich es wohl verdient habe, daß der liebe Gott mir soviel Glück und Freude bescherte. — Auf dem Dachboden des Einödhofes geht es nicht mehr „um“ — was sogar der alte Hans zu meiner Verwunderung zugiebt —, Mäuse- und Rattenfallen haben all' die heunruhigenden Gespenster dortselbst vertrieben. Wohl aber giebt es dafür häufig genug in den unteren Räumlichkeiten einen ordentlichen Spektakel. Ursache desselben sind: mein zweijähriger, munterer Stammhalter und dessen herziges Schwesterchen, denen mein Rotkäppchen — und das ist sein einziger Fehler — alles nachsieht, und die es dem Großvater nicht toll genug treiben können. —

Wenn ich nach des Tages Arbeit an der Seite meiner Marie sitze, sie den Buben und ich das kleine Mariete auf dem Schoße, dann möchte ich mit keinem Könige tauschen.

Der Schäferbalthes kommt zuweilen „auf den Heimgarten“ zu uns, und wenn er dann mit meinem Schwiegervater und dem alten Hans beisammen sitzt, dann stecken die drei die Köpfe zusammen und blicken vergnügt auf die glückliche Gruppe, deren Haupt ich bin.

„Recht han i' doch g'höt“, sagte der Balthes unlängst, „seit aus dear Malexurpfeife g'raucht worde ischt, isch' 's Glück ins Haus komme! Der Balthes weiß, was er weiß — ummasonscht ischt ma' 'it vierzig Jahr Schäfer!“ —

Sollten Sie, lieber Vetter, oder einer Ihrer geehrten Leser einmal in unsere Gegend kommen — der Weltkurort Wörishofen liegt in der Nähe des Einödhofes —, dann versäumen Sie es ja nicht, uns zu besuchen. Mein Rotkäppchen wird jeden nach Kräften bewirten und jeder soll auch den Gegenstand zu sehen bekommen, für den er sich nicht zuletzt interessieren dürfte — die unheimliche Tabakspfeife!

Es grüßt Sie herzlich

Der Einödhofbauer und sein Rotkäppchen.“

Weib, willst Du fesseln Deinen Mann,  
Mit zwei Dingen ist's gethan:  
Bereit' ihm ein schmachhaft Gericht  
Und zeig' ihm ein freundlich Gesicht.

## Der geheimnisvolle Fremdling.

Humoreske von Paul Lang.

Als der Stadtpfarrer von Albenberg am Vormittag des Neujahrsfestes seine Kanzel bestieg, um seiner Gemeinde das ewig neue Wort Gottes zu verkündigen, bemerkte er mit seinem scharfen Auge, bevor er die Predigt anhub, in der Reihe der Beamten und „Honoratioren“ einen Fremdling, den seine Nebenitzer nicht ohne eine gewisse Neugier von der Seite betrachteten. Unmittelbar neben den Fremdling hatte sich, wie in ehrfurchtsvoller Scheu, niemand gesetzt, obwohl in der Kirche sonst nicht viel überflüssiger Raum war.

Ein unbekanntes Gesicht unter seinen Zuhörern war dem Stadtpfarrer, der eine große Zahl seiner Gemeinbeglieder getauft und konfirmiert hatte, an und für sich etwas auffallendes, und wenn er auch sonst den innern Menschen nicht nach dem Äußeren schätzte, so konnte er sich doch auf der Kanzel des Gedankens nicht ganz erwehren, daß der Fremdling sehr geschmackvoll und fein gekleidet sei.

Indessen ließ er sich hierdurch weiter nicht aus der Fassung bringen, sondern hielt seine Predigt. Er wies seine Zuhörer mit kräftigen Worten auf den hin, der im Kommen und Schwinden der Jahre unser ewiger Hort bleibt, und erinnerte daran, wie viel ein neues Jahr in Freud und Leid einem Menschenkind bringen könne.

Als der Stadtpfarrer heim kam, hatte er den plötzlich aufgetauchten Unbekannten so ziemlich wieder vergessen, doch war der Mann auch der Frau Stadtpfarrer auf gefallen, und so tauschten die Ehegatten ein paar mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen aus, welcher Anlaß den geheimnisvollen Fremdling gerade am Morgen des Neujahrsfestes in das abgelegene Gebirgsstädtchen und in die haulich nicht eben merkwürdige Kirche geführt haben möge. Die Stadtpfarrerin wiegte sich schließlich in den schmeichelhaften Gedanken ein, der Ruhm der Predigtbegabung ihres Mannes übe allmählich eine Anziehungskraft auf weitere Kreise aus, — vielleicht sei es ein Abgesandter der Oberkirchenbehörde, der sich persönlich habe überzeugen wollen, meinte sie, — oder dergleichen. Diese in zuversichtlichem Tone vorgetragene Behauptungen lehnte der Stadtpfarrer ohne gezielte Bescheidenheit lächelnd ab.

Nun kamen ein paar Familien, die einen Neujahrsbesuch machten. Schon war bei unserem Stadtpfarrer das Bild des Fremdlings wieder in den Hintergrund getreten; da erschien der Kirchen-diener im Studierzimmer, und nachdem er ein